



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)



Ilka Quindeau / Frank Dammasch

# Männlichkeiten

**Wie weibliche und männliche Psychoanalytiker  
Jungen und Männer behandeln**

Mit Fallgeschichten, Kommentaren und Diskussion von

Heribert Blass, Arne Burchartz, Claudia Burkhardt-Mußmann,  
Frank Dammasch, Rotraut De Clerck, Johannes Döser, Alf Gerlach,  
Michael Günter, Udo Hock, Beate Hofstadler, Hans Hopf,  
Magdalena Kociemska-Block, Beate Kunze, Ilka Quindeau,  
Christa Rohde-Dachser und Angelika Staehle.

Klett-Cotta



Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Roland Sazinger, Stuttgart

Unter Verwendung eines Fotos von © Vaclav Zilvar/fotolia.com

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Kösel, Krugzell

ISBN 978-3-608-94690-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	9
<b>Biologische, psychische und soziale Entwicklungsprozesse von Jungen und Männern</b> .....	12
Frank Dammasch und Ilka Quindeau im Gespräch mit einer interessierten Psychotherapeutin	
Die Unterscheidung von ›Sex‹ und ›Gender‹ und die Geschlechterforschung	12
Biologische Faktoren in der männlichen Entwicklung .....	18
Unbewusste Einschreibungen der Eltern bei der Bildung der Geschlechtsidentität .....	22
Die Bedeutung des Vaters .....	30
Phallizität und Ödipalität .....	38
Entwicklung im Jugendalter .....	45
Sexuelle und unbewusste Phantasien .....	50
Vaterschaft .....	56
<b>»Ich will meine alte Welt wiederhaben.«</b> .....	61
Aus der psychoanalytischen Behandlung eines achtjährigen Jungen	
I. Falldarstellung von Arne Burchartz .....	61
II. Kommentar von Beate Kunze .....	77
III. Gemeinsame Diskussion von Arne Burchartz und Beate Kunze .....	81
<b>»Die Frauen sind die Besten, die Männer sind übermütig.«</b> .....	84
Psychotherapie eines zehnjährigen Jungen mit Enuresis nocturna	
I. Falldarstellung von Claudia Burkhardt-Mußmann .....	84
II. Kommentar von Frank Dammasch .....	96
III. Gemeinsamer Schlusskommentar von Claudia Burkhardt-Mußmann und Frank Dammasch .....	100

<b>»Ich habe das Gefühl, keinen Raum mehr für mich zu haben.«</b> .....	104
Die Behandlung eines vaterlosen sechsjährigen Jungen	
I. Falldarstellung von Magdalena Kociemska-Block .....	104
II. Kommentar von Hans Hopf .....	116
III. Abschließender Kommentar von Magdalena Kociemska-Block .....	121
<b>Psychotherapie eines jungen Mannes in einer adoleszenten Entwicklungskrise mit gestörter männlicher Geschlechtsidentität</b> .....	123
I. Falldarstellung von Beate Kunze .....	123
II. Kommentar von Arne Burchartz .....	135
III. Gemeinsame Diskussion von Beate Kunze und Arne Burchartz .....	140
<b>Wer bin ich? Mann oder Frau? – Aus der Analyse eines Adoleszenten</b>	143
I. Falldarstellung von Angelika Staehle .....	143
II. Kommentar von Michael Günter .....	155
III. Abschließender Kommentar von Angelika Staehle und Michael Günter ....	158
<b>Das neue Leben von Herrn M. – eine Identitätskrise im mittleren Mannesalter</b> .....	163
I. Falldarstellung von Heribert Blass .....	163
II. Kommentar von Christa Rohde-Dachser .....	173
III. Abschließender Kommentar von Heribert Blass .....	179
<b>Analyse eines jungen Mannes mit exzessivem Internet- Pornographie-Konsum</b> .....	184
I. Falldarstellung von Rotraut De Clerck .....	184
II. Kommentar von Alf Gerlach .....	194
<b>Falldarstellung Herr B. – infantile Sexualität und Männlichkeit</b> .....	199
I. Falldarstellung von Udo Hock .....	199
II. Kommentar von Beate Hofstadler .....	211
III. Gemeinsamer Schlusskommentar von Udo Hock und Beate Hofstadler ....	219

<b>»Die Jugend hat noch nicht stattgefunden« – eine enttäuschte Liebe zum Vater .....</b>	<b>221</b>
I. Falldarstellung von Ilka Quindeau .....	221
II. Kommentar von Johannes Döser .....	233
III. Gemeinsamer Schlusskommentar von Ilka Quindeau und Johannes Döser .....	244
<b>Männlichkeit in der klinischen Praxis .....</b>	<b>250</b>
Gedanken zum Geschlecht des Psychotherapeuten als Auswahlkriterium von Eltern, Kindern und Jugendlichen von Frank Dammasch .....	250
Gedanken zum Geschlecht in der therapeutischen Dyade von Ilka Quindeau .....	258
<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>277</b>
<b>Angaben zu den Autoren .....</b>	<b>283</b>

# Vorwort

Nachdem einige Jahrzehnte in der Psychoanalyse nur über Weiblichkeit geforscht wurde, die erst als Abweichung und dann als Differenz verstanden wurde, stehen nun Männlichkeiten im Fokus verschiedener Studien. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben sich die Geschlechterrollen diversifiziert und in vielen Bereichen einander angenähert. Während die psychoanalytische Literatur dies im Hinblick auf Weiblichkeitskonzepte bereits aufgenommen hat, steht es bei der Konzeptualisierung von Männlichkeit noch aus. Dies gilt insbesondere für heterosexuelle Männlichkeiten, die noch stärker an traditionellen Geschlechterrollen orientiert scheinen und weit weniger Gegenstand kritischer Geschlechterforschung sind als homosexuelle Männlichkeiten. Feministische Ansätze und ›Queer-Theory‹ liefern bisher wichtige Ansätze und Perspektiven, um über Geschlechterfragen nachzudenken. Diese sind allerdings noch kaum im Bereich heterosexueller Männlichkeiten angekommen. Daher möchten wir uns in diesem Buch auch ausschließlich auf heterosexuelle Jungen und Männer konzentrieren.

Es gibt im psychoanalytischen Geschlechterdiskurs verschiedenste Positionen. Das Spektrum reicht von essentialistischen Standpunkten, welche die biologischen Faktoren für die Ausbildung von Männlichkeit betonen, bis zu konstruktivistischen Ansätzen, die auch den Körper des Mannes von gesellschaftlichen Zuschreibungen geprägt sehen. Letztlich geht es dabei um Unterschiede im Hinblick auf die Frage, wie dauerhaft und stabil Geschlechtsidentitäten und -rollen über Epochen und Kulturen hinweg angesehen werden oder wie sehr sie veränderbaren gesellschaftlichen Normvorstellungen und Prägungsprozessen unterliegen.

Diese Vorstellungen, die jeder Therapeut und jede Therapeutin hat, fließen wahrscheinlich genauso wie geschlechtsspezifische Muster unvermeidlich in Analysen und Psychotherapien mit ein und beeinflussen die Ziele der Behandlung, die Vorstellungen über die Entstehung von Erkrankungen und den therapeutischen Prozess. Da die spezifischen Geschlechterkonzepte im Wesentlichen über vor- oder unbewusste Kanäle gestaltbildend einwirken, besteht eine wesentliche Aufgabe eines Analytikers oder einer Analytikerin darin, sich die eigenen



Vorstellungen bewusst zu machen. Das vorliegende Buch will dazu einen Beitrag leisten.

Das Herzstück dieses Buches bilden ausführliche Fallgeschichten von Therapien und Analysen mit Jungen und Männern verschiedener Altersgruppen. In diesen Geschichten geht es uns um das Verstehen männlicher Identitätsbildungsprozesse, um die unbewussten Wünsche und Ängste und die spezifischen Abwehrmechanismen, die Jungen und Männer bilden, um mit den intrapsychischen Konflikten und interpersonellen Anforderungen des Lebens zurechtzukommen. In Behandlungen haben wir es häufig mit Jungen und Männern zu tun, deren narzisstisches Gleichgewicht krisenhaft aus der Balance geraten ist. Wir glauben, dass wir gerade anhand der Einzelfälle aus der klinischen Praxis die spezifischen Formen männlicher Verarbeitungsmuster besonders gut untersuchen können. Darum haben wir Kollegen und Kolleginnen gebeten, Therapien und Analysen darzustellen und sie in einem Tandem mit einem Kollegen des anderen Geschlechts zu diskutieren. Dadurch werden das Geschlecht und die Geschlechterspannung im Verstehensprozess als wichtige Dimensionen eingeführt und gleichzeitig werden die beiden unterschiedlichen geschlechtlichen Perspektiven aufeinander bezogen. Ob sie integriert werden können oder als unterschiedlich bestehen bleiben, hängt mit der Spezifität eines jeweiligen Falles zusammen. Im Mittelpunkt steht dabei der Patient mit seinem individuellen Leiden und seinen möglicherweise geschlechtsspezifischen Bearbeitungsformen unbewusster Konflikte, biographisch entstandener Beziehungsprobleme oder Traumata.

Eingeleitet wird das Buch durch einen ausführlichen fiktiven Dialog über die Psychoanalyse der männlichen Entwicklung mit einem Schwerpunkt auf Kindheit und Jugend, der von zielführenden Fragestellungen einer interessierten Psychotherapeutin angeregt wird. Der Dialog mit unterschiedlichen Ansichten will dazu anregen, die eigenen Vorstellungen in Auseinandersetzung mit diesen Positionen zu konturieren. Der nachfolgende Kern des Buches besteht aus neun Darstellungen von Behandlungen männlicher Patienten. Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben ihre Fälle zur Verfügung gestellt. In innovativer Weise wurden die einzelnen Falldarstellungen dann von einem Kollegen des anderen Geschlechts diskutiert und abschließend noch einmal in dem jeweiligen Tandem zusammen betrachtet. Die Psychodynamik des männlichen Patienten wurde dabei genauso diskutiert wie die Frage geschlechtsspezifischer Übertragungs- und auch Gegenübertragungsmuster. Am Ende des Buches widmen wir uns im Über- und Rückblick der Frage nach der Bedeutung des Geschlechts für den psychotherapeutischen Prozess.

Unser ausdrücklicher Dank gilt zunächst unseren Patienten, die uns das Vertrauen entgegengebracht und sich mit uns auf die analytische Reise eingelassen haben. Daneben danken wir besonders unseren Kollegen und Kolleginnen Heribert Blass, Arne Burchartz, Claudia Burkhardt-Mußmann, Rotraut De Clerck, Johannes Döser, Alf Gerlach, Udo Hock, Beate Hofstadler, Hans Hopf, Michael Günter, Magdalena Kociemska-Block, Beate Kunze, Christa Rohde-Dachser und Angelika Staehle für die Darstellung bzw. Kommentierung ihrer Therapien von Jungen und Männern. Sie haben nicht nur ihre reichhaltigen Erfahrungen und analytischen Kompetenzen eingebracht und intensiv ihre Fälle diskutiert, sondern auch den Prozess der Buchwerdung geduldig mitvollzogen. Ohne ihre engagierte Mitarbeit wäre dieses Projekt gar nicht möglich gewesen.

Nicht zuletzt möchten wir auch Heinz Beyer vom Klett-Cotta Verlag für seine vielfältige Unterstützung und Isabel Gunzenhauser für das sorgfältige Lektorat sehr herzlich danken.

Frankfurt, im Januar 2014

*Ilka Quindeau, Frank Dammasch*

# Biologische, psychische und soziale Entwicklungsprozesse von Jungen und Männern

Frank Dammasch und Ilka Quindeau im Gespräch mit einer interessierten Psychotherapeutin

## Die Unterscheidung von ›Sex‹ und ›Gender‹ und die Geschlechterforschung

*Wenn ich in der Fachliteratur etwas über die Entwicklung zum Mann lese, so kommen mir unterschiedlichste Thesen entgegen. Auf der einen Seite finde ich WissenschaftlerInnen aus den Sozial- und Kulturwissenschaften, die nicht von »Geschlecht«, sondern von »Gender« sprechen. Ihrer Ansicht nach ist die Bildung der Geschlechtsidentität im Wesentlichen abhängig von den Charakteristika, die eine Gesellschaft dem jeweiligen biologischen Geschlecht zuschreibt. Darüber hinaus stellen sie die kulturelle Zweigeschlechtlichkeit infrage: Die Unterscheidung in zwei Geschlechter sei nicht so natürlich wie sie scheint, sondern beruhe auf gesellschaftlichen Konventionen. Auf der anderen Seite finde ich die Position von medizinischen oder psychologischen WissenschaftlerInnen, wonach es vor allem die Biologie sei, die die Geschlechtsidentität forme. Die Natur bestimme also, nicht nur wer ein Mann oder eine Frau wird, sondern auch wie ein Mann und eine Frau fühlen und sich verhalten. Dabei wird häufig das Hormon Testosteron erwähnt, das den Mann männlich aktiver bzw. aggressiver mache. Manchmal erscheint mir diese Diskussion fast ideologisch geprägt. Wie sehen Sie die Formungsbedingungen der Geschlechtsidentität?*

**DAMMASCH:** In der Psychoanalyse finden sich in der Nachfolge von Sigmund Freud beide Positionen. Ich selbst nehme eher eine mittlere Position ein. Ich denke, Freud war vom eigenen Selbstverständnis her Naturwissenschaftler, aber in seinem Denken und seinen Konzeptualisierungen vor allem auch Tiefenpsychologe

und Soziologe. Die Psychoanalyse verortet sich als eine Wissenschaft, die den Menschen in seiner wechselseitigen Abhängigkeit von der Natur und von der Kultur betrachtet. Genauer gesagt: Das Subjekt entwickelt sich im Spannungsfeld seiner biologischen Anlagen und seiner sozialen Prägungen.

So wie Freud betrachte ich auch das Tier im Menschen, denn immerhin teilen wir ja 99 Prozent unserer genetischen Ausstattung mit den Primaten, wozu die evolutionsbiologische Prämisse gehört, die Art zu erhalten. Aber ich weiß natürlich, das Tier in uns – oder sagen wir besser: unsere Triebnatur – wird sozial geformt durch die frühen Erfahrungen mit unseren Bezugspersonen. Die menschliche Fähigkeit, die Außenwelt in sich aufzunehmen und spezifisch zu formen, führt zu einer erstaunlichen autoplastischen Anpassungsfähigkeit des Selbst an unterschiedliche Umweltbedingungen und gleichzeitig zur alloplastischen Anpassungsfähigkeit, unsere Umwelt entsprechend unserer inneren Realität zu formen. Hinzu kommt unsere Gewissensbildung, die zumindest die Veräußerlichungen unserer Triebnatur mitbestimmt. Auf unser Thema bezogen: Das männliche Geschlecht wird wesentlich durch die Biologie, durch Gene, Hormone, Körperbau und Penis und deren psychische Repräsentierung geprägt. Die Ausprägung der psychischen Repräsentanzen, das Körperbild, das mit der geschlechtlichen Triebnatur verbunden ist, wird auch bestimmt durch die kulturellen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die jeweiligen Milieus und die Herkunftsfamilien. Die Normen und Werte der Gruppe und Gesellschaft, die Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder werden durch die spezifischen Interaktionen mit Vater, Mutter, Geschwistern, Erzieherinnen und Lehrerinnen an uns herangetragen und schreiben sich ein in unsere bewussten und unbewussten Lebens- und Beziehungsentwürfe und bestimmen so unsere Persönlichkeit.

*Ihre Position könnte man als »essentialistisch« bezeichnen, wenn Sie den angeborenen biologischen Faktoren so große Bedeutsamkeit beimessen. Daneben gibt es auch Theorien, die davon ausgehen, dass die Geschlechtsidentität nicht von der Natur, sondern im Wesentlichen von sozialen und kulturellen Bedingungen festgelegt wird.*

**QUINDEAU:** Die »nature-nurture«-Debatte – also die Frage, welchen Anteil die Natur oder die Umweltbedingungen an der Ausprägung von Merkmalen wie Intelligenz oder Geschlecht besitzen – gibt es schon seit den 1950er Jahren in der Psychologie, und nun erhält sie auch wieder eine größere Öffentlichkeit, seit sich die Feuilletons der großen Tages- und Wochenzeitungen für diese Fragen interessieren. Die Geschlechterforschung in den Kultur- und Sozialwissenschaften verläuft davon

allerdings weitgehend unabhängig und ist aus der Frauenforschung der 1960er Jahre hervorgegangen. Aus dieser Diskussion sind fruchtbare Anstöße für die Weiterentwicklung der psychoanalytischen Theorie und Praxis entstanden. Denn das Geschlecht spielt eine große Rolle im therapeutischen Geschehen, sowohl auf der Seite des Patienten als auch auf der Seite der Analytikerin oder des Analytikers. Meist ist uns dies nicht bewusst, weil das Geschlecht ein so selbstverständlicher Teil unserer Person ist. Umso wichtiger ist es daher, sich darüber Gedanken zu machen, welche Ansichten man selbst zu diesen Fragen hat und welche Konsequenzen sich daraus für das eigene therapeutische Handeln ergeben.

**DAMMASCH:** Sicherlich sehe ich das Geschlecht mehr als Ilka Quindeau auch in seiner unterschiedlichen, von der Biologie ausgehenden Arbeitsanforderung an die Psyche. Dennoch ist die Prägung der Geschlechtsrollen natürlich kulturell bedingt. Einfaches Beispiel: Die männliche Körperkraft hat unter modernen Produktions- und Distributionsbedingungen ihre Wichtigkeit verloren. Wo Körperkraft keinen gesellschaftlichen Nutzen mehr besitzt und Computertechnologie, Imaginationskompetenz, Feinmotorik und soziales Handeln ökonomische Bedeutung gewinnen, verliert die biologisch begründete Hierarchie der Geschlechter ihre Legitimation. Klassische Männlichkeitskonzepte sind wahrscheinlich nicht nur durch den Feminismus, sondern auch durch die ökonomischen und technologischen Veränderungen der Moderne, in der kognitive Bildung und soziale Vernetzung eine besondere Position einnehmen, in die Krise geraten. Der autonome Mann als »lonesome cowboy« ist ein kulturell nicht mehr gefördertes Auslaufmodell (Damasch 2008).

*Sie haben die Wertbestimmung und Irritiertheit männlicher Identitätsbildung in ihrem Beispiel aus dem sozialen Wandel abgeleitet, aber der Diskurs über das Geschlecht hat doch mehr Facetten.*

**QUINDEAU:** Wir erleben gegenwärtig, wie sich die Unterschiede zwischen Männern und Frauen wieder vertiefen, nachdem sie seit den 1960er Jahren mit dem Aufkommen der zweiten Frauenbewegung über viele Jahre weniger bedeutsam erschienen. Grob vereinfacht kann man den Geschlechterdiskurs in drei Phasen unterteilen (vgl. Rauschenbach 2008): Im Mittelpunkt der ersten Phase seit den 1960er Jahren stand die Forderung nach Gleichheit. Es ging um gleiche Rechte, gleichen Lohn für Männer und Frauen, gleiche Erziehung für Mädchen und Jungen. So sinnvoll die politischen Forderungen einerseits waren, die sich aus dem

Gleichheitspostulat ergaben, so führten sie andererseits in ein Dilemma: Indem Frauen für sich das Gleiche einforderten wie die Männer, mussten sie sich zwangsläufig an von Männern gesetzten Standards orientieren und ihre Besonderheiten als Frauen negieren. Dies führte in den 1970er Jahren zur Formulierung des Differenzparadigmas: Statt Gleichheit ging es nun um die Betonung von Differenz. Frauen suchten nun nach ihren Besonderheiten, nach weiblichen Eigenschaften, weiblicher Sexualität, weiblichen Lebensentwürfen. Sie wollten die weibliche Identität selbst erfinden und sich nicht länger von Männern vorschreiben lassen. Doch auch dieses Paradigma führte in eine Sackgasse. Denn der weibliche Körper und die Mutterschaft wurden zu zentralen Differenzkriterien und bestimmten die weibliche Identität. Damit wurde paradoxerweise die Anatomie wieder Schicksal. Auf diese Problematik antwortete Judith Butler in den 1990er Jahren mit ihrem Buch *Gender trouble*. Sie stellt die Frage, ob es überhaupt eine wissenschaftliche Erkenntnis geben kann, die frei von kulturellen Zuschreibungen wäre. Alles, was wir über die Natur wissen und beschreiben können, ist von der jeweiligen Kultur geprägt. So ist auch die Ebene des Körpergeschlechts keineswegs natürlich, sondern ebenfalls Resultat einer gesellschaftlichen Konstruktion. Bevor ich das genauer ausführen werde, möchte ich das Anliegen der gegenwärtigen dritten Phase als Dekonstruktion des Geschlechtlichen beschreiben. Statt um Identität, die sich vom anderen Geschlecht abgrenzt und die die eigene Differenz konstruiert und damit festschreibt, geht es nun um Vervielfältigung, um die Infragestellung der binären Ordnung, der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit. Die Unterschiede zwischen Menschen sollen damit in ihrer Vielfältigkeit in den Blick genommen werden und nicht auf die zwei dichotomen, einander ausschließenden Kategorien »männlich« und »weiblich« reduziert werden. Das ist der politische Anspruch dieser Phase der Geschlechterforschung. Er lässt sich hervorragend übertragen auf den Bereich der Psychotherapie. Auch hier geht es um die Befreiung von symptomhaften Einschränkungen und um die Entfaltung von Individualität. Angesichts des rasanten gesellschaftlichen Wandels sind gerade auch die Geschlechtsrollenerwartungen in ständigem Fluss, was die einzelnen Männer und Frauen oft in ihrer Geschlechtsidentität verunsichert. Statt von starren Geschlechternormen auszugehen, scheint es mir daher auch für die Psychotherapie sehr wichtig, die gesellschaftlichen Normierungen infrage zu stellen.

*In Ihrem Überblick über den Geschlechterdiskurs haben Sie grob drei Phasen unterschieden: In der ersten Phase wurde die Gleichheit zwischen den Geschlechtern betont, in der zweiten die Differenz und in der dritten die Aufteilung in zwei*

*Geschlechter infrage gestellt. Da es im Alltagsverständnis so vertraut ist, von zwei Geschlechtern auszugehen, die jeder von Natur aus mitbringt, kann man sich nur schwer vorstellen, dass das Körpergeschlecht das Resultat einer gesellschaftlichen Konstruktion sein kann. Könnten Sie das bitte noch weiter ausführen?*

**QUINDEAU:** Robert Stoller (1968), der sich schon früh mit dem Transsexualismus befasst hat, konzipierte ein Dreischichtenmodell aus konzentrischen Kreisen, um den Konstruktionscharakter der Geschlechtsidentität zu beschreiben. Er betrachtet das Körpergeschlecht (sex) als Kern. Darum legt sich entweder körpergestaltentsprechend (isomorph) oder -widersprechend (anisomorph) eine Schicht, die ihrerseits selbst zum Kern wird: die Kerngeschlechtsidentität (core gender identity). Umhüllt wird dieser Kern schließlich von der Geschlechtsrollenidentität (gender role identity), welche die vielgestaltigen geschlechtsbezogenen Selbst- und Objektrepräsentanzen sowie die gesellschaftlichen Konventionen und Normvorstellungen zusammenfasst. Reimut Reiche (1997) entwickelte dieses Modell weiter und wies darauf hin, dass auch das Körpergeschlecht (sex) nichts Einheitliches, Monolithisches darstellt, wie man sich das im Alltag vielleicht vorstellt, sondern sich ebenso wie das soziale Geschlecht (gender) aus verschiedenen Dimensionen zusammensetzt: Es handelt sich dabei unter anderem etwa um hormonelle, morphologische oder anatomische Aspekte, die man am Körpergeschlecht unterscheiden kann und die keineswegs immer gleichsinnig sein müssen, was man beispielsweise am Intersexualismus sehen kann. Diese Vielfalt des Geschlechtlichen gilt es meines Erachtens anzuerkennen und nicht in reduktionistischer Weise in zwei einander ausschließende Kategorien einzuteilen.

*Bedeutet dies, dass es nicht nur auf der Ebene des ›Gender‹, des sozial konstruierten Geschlechts, sondern auch bereits auf der biologischen Ebene, des ›Sex‹ nach der angelsächsischen Unterscheidung, männliche und weibliche Aspekte in demselben Körper geben kann?*

**QUINDEAU:** Davon ging bereits Sigmund Freud mit seinem Konzept einer konstitutionellen Bisexualität aus; es bezieht sich auf die Tatsache, dass sich in jedem männlichen Körper in unterschiedlichem Ausmaß eine Reihe von weiblichen Anteilen findet (wie umgekehrt in jedem weiblichen Körper natürlich auch männliche Merkmale), sei es in Form von Hormonkonzentrationen, Muskel- oder Fettverteilung, Hautbeschaffenheit etc. In diesem Sinne stellt die Bezeichnung ›männlich‹ oder ›weiblich‹ auch schon auf der körperlichen Ebene eine Art Sam-

melbegriff dar. Er orientiert sich an den Genitalien, die in den meisten Fällen eindeutig ausgeprägt sind (mit Ausnahme des sogenannten Intersexualismus) und vereint darunter unterschiedliche geschlechtsbezogene Merkmale in gleich- und gegengeschlechtlicher Ausprägung. Über Reimut Reiches Differenzierung hinaus möchte ich betonen, dass auf den einzelnen körperlichen Ebenen sowohl männlich als auch weiblich konnotierte Anteile vorhanden sind. So finden sich auch bei männlichen Körpern schmale Schultern, geringer Bartwuchs oder höhere Stimmlagen, das heißt als weiblich empfundene Merkmale, die häufig als konflikthaft und störend erlebt werden. In Psychoanalysen lässt sich erkennen, wie sehr Patienten manchmal an solch andersgeschlechtlichen Merkmalen leiden und was sie alles unternehmen, um diese zu beseitigen. Einer meiner Patienten litt beispielsweise stark unter Fetteinlagerungen in der Brust, die er als »Titten« wahrnahm, obschon sie durch die Kleidung kaum zu sehen waren, und versuchte über viele Jahre, diese durch strenge Diäten und mehrstündiges, tägliches Training in einem Fitnessstudio loszuwerden. Bevor er sich für die Analyse entschied, erwog er sogar eine Operation, schreckte aber schließlich vor der unvermeidlichen Narbenbildung zurück. Andere Patienten wünschten sich eine tiefere Stimme, stärkeren Bartwuchs oder breitere Schultern. An diesen Beispielen zeigt sich, wie tief die gesellschaftlich normierten Vorstellungen von männlichen (und natürlich auch weiblichen) Körpern verankert sind und was Mode-, Kosmetik- und Fitnessindustrie für diese Normierung bereitstellen.

*Das sind ja ziemlich unterschiedliche Ansichten, die Sie beide vertreten. Zusammenfassend könnte man sagen, dass die Richtung, die Frau Quindeau vertritt, die Betonung der Differenzen zwischen den Geschlechtern infrage stellt, während sie in der Sichtweise von Herrn Dammasch sehr wichtig sind.*

**DAMMASCH:** Ich denke, unsere Ansätze basieren auf unterschiedlichen theoretischen Bezugssystemen, aber auch auf unterschiedlichen Erfahrungsfeldern, in denen wir arbeiten. Ich arbeite psychotherapeutisch mit Jungen und Mädchen, führe Supervisionen in Kindertagesstätten durch und leite ein fortlaufendes Forschungsprojekt, in dem wir frühe Beziehungsmuster von Jungen in Familien und Kindertagesstätten untersuchen. Ich habe also mit Kindern und Jugendlichen zu tun, die mitten drin stecken in Entwicklungsprozessen. Dabei ist auffallend, dass Jungen und männliche Jugendliche – anders als Mädchen – große Probleme bei der Bildung einer reifen phallisch-männlichen Identität haben, die auch bisexuelle Aspekte anerkennt.



**QUINDEAU:** Ich arbeite psychotherapeutisch mit Erwachsenen und sehe in diesem Zusammenhang, wie stark die rigiden Geschlechterrollen einzelne Männer und Frauen in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit oft einschränken. So leiden viele unter dem Gefühl, kein »richtiger« Mann oder keine »richtige« Frau zu sein. Diese Beobachtungen werden vielfach von der Geschlechterforschung bestätigt. Ähnliche Erfahrungen mache ich in Supervisionen von SozialarbeiterInnen oder ErzieherInnen, denn auch sie haben häufig mit Kindern und Jugendlichen zu tun, die die geschlechtsbezogenen Erwartungen an sie nicht erfüllen und in Schwierigkeiten geraten.

**DAMMASCH:** In der klinischen Praxis unterscheiden sich Mädchen von Jungen spürbar, zumindest meiner Erfahrung nach. Vereinfacht gesagt: Mädchen wirken meist viel objektbezogener und aktiver bei der Herstellung emotionaler Kontakte, während Jungen zumindest in der Latenzphase oft stärker mit der Abgrenzung beschäftigt sind. Meine Erfahrungen sind dabei ähnlich wie die von Ilka Quindeau aus der Erwachsenenanalyse: Einige Jungen und männliche Jugendliche verwenden viel Energie darauf, das Weibliche von sich fernzuhalten und wollen gerne einem geschlechtsstereotypen Geschlechterideal nahekommen. Darunter leiden zumindest diejenigen, die den Weg zur Psychoanalyse finden. Der psychoanalytische Veränderungsprozess wird durch ein starres Festhalten an der Geschlechterdifferenz auch behindert, wenn Regression, Innerlichkeit und Abhängigkeit unbewusst mit gefährlich kastrierender Weiblichkeit (Mütterlichkeit) verknüpft sind. Schon Sigmund Freud hatte ja festgestellt: »Aus der trotzigen Überkompensation des Mannes leitet sich einer der stärksten Übertragungswiderstände ab.« (1937: 98)

## Biologische Faktoren in der männlichen Entwicklung

*Sie sind jetzt schon bei den männlichen Ängsten in der Psychotherapie. Gehen wir einen Schritt zurück. Wie wird denn der Mann zum Mann? Neuerdings werden ja auch stärker als früher die biologischen Differenzen wieder in den Mittelpunkt gerückt.*

**DAMMASCH:** Obwohl wir als Psychoanalytiker natürlich vor allem auf die psychosozialen Formungsprozesse achten, ist es sinnvoll, über die biologischen Grundlagen informiert zu sein. Die Biologie bildet meiner Meinung nach das organismi-

sche Fundament, aus dem die psychosoziale Architektur der Männlichkeit entsteht. Die von Sigmund Freud behauptete bisexuelle Veranlagung kann inzwischen als bewiesen gelten. Alle Menschen sind im Mutterleib zunächst mit zwei kompletten Anlagen ausgestattet: Den Wolff-Gängen und den Müller-Gängen. Die Genitalanlage der Müller-Gänge führt in der weiteren Reifung zur Ausbildung der weiblichen inneren Genitalien. Bei der Reifung des männlichen Fötus werden diese Anlagen durch das Anti-Müller-Hormon unterdrückt, damit die Wolff-Gänge sich zur Bildung von Samenleiter und Penis weiterentwickeln können. Das Zusammenwirken des Y-Chromosoms, des Anti-Müller-Hormons und des Testosterons macht aus dem Embryo einen männlichen und fördert die Ausgestaltung der Genitalien.

*Das Testosteron hat also schon vorgeburtlich einen wichtigen Einfluss?*

**DAMMASCH:** Für die Strukturbildung einschließlich der Disposition für spezifische Verhaltensweisen scheint der Testosteronspiegel wichtig zu sein. Nicht nur die Ausprägung der Genitalorgane wird dadurch gesteuert, sondern auch die Spezifität der Gehirnreifung wird durch das Hormon beeinflusst. Die Höhe des pränatalen Testosteronspiegels gilt einigen Forschern als zentraler Einflussfaktor für die Ausprägung der männlichen Eigenschaften und auch für die Struktur des männlichen Denkens und Fühlens. Einige Experimente mit weiblichen Ratten, denen man sehr früh Testosteron spritzte, ergaben, dass die weiblichen ein ähnlich aktives und aggressives Spielverhalten zeigten wie die männlichen Ratten. Wenn man das Testosteron dagegen erst später spritzt, hat es keine nennenswerten Auswirkungen mehr auf das Verhalten. Allerdings sind Übertragungen auf die menschliche Entwicklung immer hoch spekulativ. Der englische Autismusforscher Simon Baron-Cohen (2009) sieht dennoch im erhöhten pränatalen Testosteronspiegel einen wichtigen Grund für die geringere Empathiefähigkeit des männlichen Gehirns im Vergleich zum weiblichen.

**QUINDEAU:** Mir scheint, dass die Wirkung des Testosterons auf psychische Vorgänge bei aller scheinbaren empirischen Evidenz letztlich doch sehr überschätzt wird. Dies ist nicht nur eine (natur-)wissenschaftskritische Feststellung, sondern wird von der führenden US-amerikanischen Neurobiologin Lise Eliot selbst eingeräumt (vgl. Eliot 2010). Ein großes Problem der Argumentation mit empirischen Studien liegt darin, dass zu fast jeder Fragestellung einander widersprechende Untersuchungen vorliegen. So kommt der Psychologe Heino Meyer-

Bahlburg (2005) in einem Überblicksartikel, in dem er die Forschungslage zur Intersexualität auswertete, zu dem Ergebnis, dass die biologischen Faktoren einen weit geringeren Einfluss auf die Geschlechtsbestimmung ausüben als die psychosozialen: »Die Daten lassen sich nicht als Bestätigung der Theorie werten, dass die Entwicklung der Geschlechtsidentität vollständig durch biologische Determinanten, das heißt durch den pränatalen Einfluss von Hormonen und/oder genetischen Faktoren, festgelegt ist, und man muss aus ihnen den Schluss ziehen, dass die Zuweisung einer Geschlechtsidentität und die damit einhergehenden zwischenmenschlichen Faktoren einen wesentlichen Einfluss darauf haben, welchem Geschlecht sich eine Person zugehörig fühlt« (zit. n. Eliot 2010, ebd.: 61).

**DAMMASCH:** Im Prinzip liegen wir da nahe beieinander. So wie ich die Ignoranz manch medizinischer Diskurse gegenüber dem Einfluss sozialer Erfahrungen kritisch sehe, so kann ich auch nicht die Ignoranz manch soziologischer Diskurse gegenüber der Bedeutung des Körpers und der Triebnatur teilen. Lise Eliot nimmt als Neurobiologin eine Position ein, die die Verinnerlichung der sozialen Erfahrung mitbedenkt. Sie beschreibt Forschungen, die von einer Verschiebung des Verhaltens weiblicher Zwillinge mit männlichen Zwillingsbrüdern in Richtung Maskulinität im unmittelbaren Vergleich mit weiblichen Zwillingen, die Zwillingsgeschwestern haben, ausgehen. Sie weist aber mit Recht darauf hin, dass nach der Geburt beobachtbares Verhalten ja auch schon durch Lern- und Interaktionsprozesse beeinflusst sei. So zeigen beispielsweise Mädchen mit älteren Brüdern, die im Mutterleib keiner erhöhten Testosteronanflutung ausgesetzt waren, in Beobachtungsstudien an der Chicago Medical School auch ein eher männliches Verhalten als Mädchen mit älteren Schwestern. Alles in allem kommt sie zu dem Schluss, dass der leicht erhöhte Testosteronspiegel bei Zwillingsgeschwestern, die Zwillingsbrüder haben, das spätere Verhalten und die kognitiven Fähigkeiten nicht wesentlich zum männlichen hin verschiebe.

Obwohl es eben auch relativierende Forschungsstudien gibt, besteht bei der großen Mehrheit der Naturwissenschaftler weitgehende Einigkeit darin, dass der Testosteronspiegel die Prädisposition für männliche Verhaltens- und Denkmuster mitbestimmt.

*Nun haben Sie uns einige interessante und offenbar auch kontroverse biologische Zusammenhänge dargestellt. Wie interpretieren Sie die körperlichen Vorgänge, etwa die Bedeutung der Hormone, im Hinblick auf die Bildung der Geschlechtsidentität?*

**DAMMASCH:** Die Neurobiologie mit ihren bildgebenden Verfahren zeigt, wie erfahrungsabhängig sogar die Reifung des Gehirns ist. Selbst die Gene können sich innerhalb einer Generation anpassen an neue Umwelterfahrungen, wie der Nobelpreisträger Eric Kandel (2006) an einer Meeresschnecke nachgewiesen hat. Man könnte also sagen, dass die geschlechtsspezifische Biologie als körperliches Entgegenkommen wirkt, als somatisches Angebot an das soziale Umfeld und an den psychischen Apparat. Die Münchner Entwicklungspsychologin Doris Bischof-Köhler formuliert es so: »Die Wirkung natürlicher Dispositionen ist appellativer Art; sie legen bestimmte Verhaltensweisen näher als andere. Bestimmte Tätigkeiten und Aufgabenbereiche kommen einfach den im Durchschnitt vorherrschenden Neigungen, Interessen und Begabungen des einen Geschlechtes mehr entgegen als denen des anderen, verschaffen jenem daher mehr Befriedigung, lassen sich bequemer realisieren und tragen besser zum Gefühl der Erfüllung bei.« (2006: 40)

**QUINDEAU:** Ich habe meine grundlegenden Zweifel am Gewicht hormoneller Prozesse für die Entwicklung der Geschlechtsidentität eingangs bereits dargelegt. Wenn es schon keine von kulturellen Zuschreibungen scheinbar unabhängige »Natur« geben kann, ist die Gegenüberstellung von Natur und Umwelt daher ebenso fragwürdig wie die von Biologischem und Psychischem. Interessanterweise findet sich bereits bei Sigmund Freud eine Aufhebung des Dualismus von Körper und Seele. Er zeigt dies mit dem Konzept des Triebs, den er als Grenzbegriff zwischen Psychischem und Somatischem verstand, d. h., der Trieb ist als Energie ebenso im Körperlichen verankert wie auch als unbewusste Vorstellung im Psychischen. Die Idee eines dynamischen Interaktionsgeschehens kommt also nicht erst aus der Neurobiologie.

**DAMMASCH:** Das stimmt, aber die interessierte Öffentlichkeit findet heutzutage bunte Gehirnbilder wahrscheinlich plausibler als die Gedanken eines genialen verstorbenen Mannes. Es ist schon interessant, wie die Neurobiologie immer wieder neue Erkenntnisse generiert, die wir alle schon bei Sigmund Freud nachlesen konnten. Aber zurück zur Entwicklung des Jungen. Einerseits wächst der Junge im Mutterleib schneller, hat meistens ein höheres Geburtsgewicht, andererseits kommt er nicht so weit entwickelt wie das Mädchen auf die Welt. So ist z. B. der Atemapparat nicht so ausgereift. Die Säuglingssterblichkeit liegt bei Jungen um 22 Prozent höher als bei Mädchen. Auch die Krankheitsrate von männlichen Säuglingen ist viel höher. Der Grund für die Vulnerabilität des männlichen Säuglings wird in drei Faktoren gesehen:

Erstens wird auf das genetische Handicap des Jungen aufgrund des fehlenden zweiten X-Chromosoms hingewiesen. »Wenn dieses nur einmal vorhandene X-Chromosom oder Teile davon oder bestimmte in den Chromatiden komprimierte DNA-Sequenzen aus irgendeinem Grund nicht optimal beschaffen sind, existiert dafür – im Gegensatz zu den Bedingungen in einer weiblichen Zygote – kein Ersatz. Defizitäre Anlagen auf dem X-Chromosom sind also nicht kompensierbar. Das ist umso bemerkenswerter, als auf dem X-Chromosom besonders viele Gene lokalisiert sind, die für die Entwicklung von Intelligenz und geistiger Leistungsfähigkeit von Bedeutung zu sein scheinen. Wie wichtig das Vorhandensein eines Duplikats jedes Chromosoms ist, macht ein Blick in die Letalität von Chromosomenanomalien des Menschen deutlich: das eine oder andere Chromosom in Überzahl ist offenbar noch tolerabel, wenn aber einem dieser Chromosomen das Duplikat fehlt, geht offenbar nichts mehr.« (Hüther 2008: 31)

Zweitens formuliert Lise Eliot die Hypothese, dass »das Immunsystem der Mutter einen männlichen Fötus buchstäblich zurückstößt. Seine Zellen bilden, veranlasst vom Y-Chromosom, ein als HY-Antigen bezeichnetes Protein, das im Körper einer Frau bei einer Transplantation von männlichem Gewebe eine Abstoßungsreaktion hervorruft. Es löst bei der Mutter möglicherweise eine leichte Immunreaktion aus, die dem männlichen Fötus leichte Schädigungen zufügt und ihn so anfälliger für Infektionen, Mangelernährung, Drogeneinwirkung und andere pränatale Risikofaktoren macht.« (2010: 80 f.)

Drittens labilisiert das Testosteron das Immunsystem und macht den Jungen für Infektionen anfälliger. Die Folge ist, dass erheblich mehr männliche Föten schon im Mutterleib absterben und dass das männliche Geschlecht der zentrale Risikofaktor bei Frühgeborenen ist.

## **Unbewusste Einschreibungen der Eltern bei der Bildung der Geschlechtsidentität**

*Neben den biologischen Faktoren sind auch die Beziehungserfahrungen bedeutsam für die Entwicklung von Männlichkeit. Welche Rolle spielen Vater und Mutter in diesem Prozess?*

**DAMMASCH:** Natürlich braucht der kleine Junge genauso wie das kleine Mädchen eine fördernde Umwelt für eine gedeihliche Entwicklung. Die Beziehungserfahrungen des kleinen Kindes werden einerseits von seinem körperlichen Bedarf und

seinen Bindungsbedürfnissen bestimmt, andererseits aber von den sozialen und psychischen Beziehungsmustern, die der Vater und die Mutter an das Kind herantragen. Die Interaktionsmatrix der Eltern wird auch durch Geschlechtszuschreibungen mitbestimmt. So löst die Aussicht, einen Jungen zu bekommen, schon in der Schwangerschaft bei den Eltern neben allgemein menschlichen und kulturspezifischen auch geschlechtsspezifische bewusste Vorstellungen, aber auch unbewusste Phantasien aus. In der Mutter werden die eigenen Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder aktiviert. Das innere Männlichkeitsbild setzt sich zusammen aus den Erlebnissen z. B. mit dem eigenen Vater, dem Bruder, dem ersten Freund, dem Vater des Kindes, aber auch aus der Identifikation mit dem Blick der eigenen Mutter auf den Mann. Anders als bei der Tochter, wird bei der Geburt eines Sohnes in der inneren Erlebniswelt der Mutter zwangsläufig eine trianguläre ödipale Struktur aktiviert.

*Es sind also nicht nur Hormone, die die Entwicklung der Männlichkeit bestimmen, sondern auch Zuschreibungen, innere Bilder der Eltern?*

**QUINDEAU:** Bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität spielen diese zumeist unbewussten Bilder eine wichtige Rolle. Reimut Reiche (1997) hat in Anlehnung an die Allgemeine Verführungstheorie von Laplanche ein interessantes Modell dazu entwickelt: Anstelle des biologischen Vorgangs des ‚imprinting‘ bei Robert Stoller (1976) siedelt Reiche die Entstehung der Geschlechtsidentität im Rahmen einer Verführungssituation von einem Erwachsenen und einem Kind an. Die konkrete Zuordnung, mit der einem Kind ein Geschlecht zugewiesen wird (sex assignment) – »es ist ein Junge!« (bzw. »es ist ein Mädchen!«) – lässt sich im Sinne Laplanches als »rätselhafte Botschaft« verstehen, die weit über die faktische Bedeutung hinausgeht. Ihr unbewusster Bedeutungsgehalt umfasst vielmehr ein ganzes Konglomerat von geschlechtsbezogenen Selbst- und Objektrepräsentanzen, die das Kind unausweichlich introjiziert, wenn es als Junge (bzw. als Mädchen) bezeichnet wird. Diese Botschaften hinterlassen Spuren, die nicht assimilierbar sind und die als »unbewusste Objekte« mit der Identität auch die Objektwahl organisieren. Mit der Etablierung seiner Geschlechtsidentität antwortet das Kind auf den unbewussten Anspruch der Eltern. Meines Erachtens wird das Kind in dem Moment, in dem es als Junge identifiziert wird – sei es prä- oder postnatal –, mit all dem konfrontiert, was es für seine Eltern (und darüber hinaus zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt in einer gegebenen Kultur) unbewusst bedeutet, ein Junge zu sein. Dieser Bedeutungsgehalt bildet eine Art Fremdkörper in der

psychischen Struktur des Kindes und stellt eine fortdauernde Arbeitsanforderung dar, d. h., das Kind muss sich lebenslang unbewusst mit diesen Bedeutungen auseinandersetzen. Die Spuren der geschlechtlichen Zuordnung und ihrer Implikationen unterliegen einem fortlaufenden Prozess von Umschriften, in dem die Nachträglichkeit eine konstitutive Rolle spielt. Je nach dem aktuellen kognitiven, sozialen oder affektiven Entwicklungsstand erhält das Geschlecht neue Bedeutung, entstehen neue unbewusste Versuche, die rätselhaften elterlichen Botschaften zu entziffern. Beispiele, wie Eltern ihre unbewussten Botschaften weitergeben, finden sich etwa in der Namensgebung des Kindes. Im Namen sind häufig interessante Botschaften zur Bedeutung des Geschlechts enthalten. So wird in Analysen oft sichtbar, wie sehr sich zum einen im Namen gleichsam der Anspruch (im doppelten Sinne von Anrede und Präntention) der Eltern verdichtet, und zum anderen wie etwa geschlechtsunbestimmte Namen oder Namen, die Frauen und Männer gleichermaßen tragen, wie beispielsweise Chris oder Kim, manchmal dazu dienen können, Androgynitätswünsche aufzunehmen bzw. die Geschlechtszugehörigkeit offen zu halten.

**DAMMASCH:** Bei Tiefeninterviews und Familienbeobachtungen konnte ich erfahren, wie sich die Einstellung der Eltern in Bezug auf die Bildung der Geschlechtsidentität im Laufe der Zeit änderte. Seit 2010 führen wir an der Fachhochschule Frankfurt ein fortlaufendes Forschungsprojekt durch mit dem Titel: »Die frühen Beziehungsmuster von Jungen«. In den inzwischen mehr als 80 Beobachtungen und Interviews mit Eltern zeigte sich entgegen unserer Erwartung, dass die Mehrheit der Mütter und der Väter kulturübergreifend der Meinung ist, dass die Geschlechtsidentität einschließlich der spezifischen Verhaltensweisen ihrer Söhne im Kern biologisch geprägt sei. Mehrere Mütter und Väter gaben an, dass sie vor der Geburt der Kinder eigentlich davon ausgingen, dass geschlechtsspezifisches Verhalten durch Erziehung geformt würde, dass sie aber im Laufe der Entwicklung ihrer Kinder doch immer stärker zu der Überzeugung gekommen seien, dass »viel wohl auch genetisch« oder »hormonell« festgelegt sei. Eine typische Aussage einer Mutter zu der Frage, ob es Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen gäbe, lautet: »Also bevor ich Kinder hatte, hätt' ich Nein gesagt. Seitdem ich Kinder habe, sag' ich Ja.«

Ein Vater sagt: »Ich war früher der festen Überzeugung, dass sich Jungs für Autos interessieren und, äh, Mädels für Puppen, ist ausschließlich Erziehung. Und das glaub ich inzwischen nicht mehr so. Also, da is irgendwie auch noch was eingebrennt, sag ich jetzt mal von Anfang an ...«